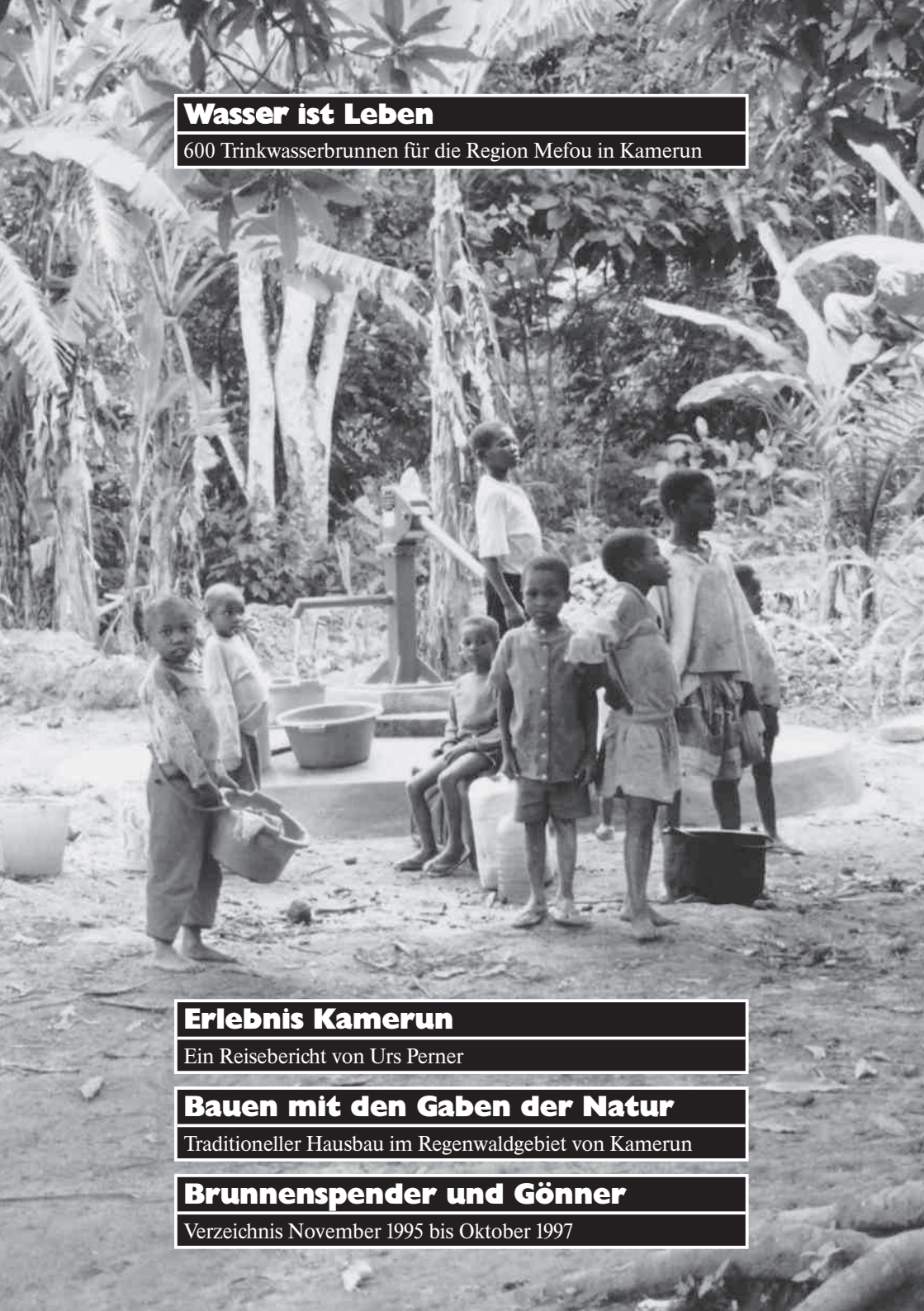




Wasser ist Leben

600 Trinkwasserbrunnen für die Region Mefou in Kamerun

Erlebnis Kamerun

Ein Reisebericht von Urs Perner

Bauen mit den Gaben der Natur

Traditioneller Hausbau im Regenwaldgebiet von Kamerun

Brunnenspende und Gönner

Verzeichnis November 1995 bis Oktober 1997

Umschlag:

Trinkwasserbrunnen im Dorf Ekong-Ngoya

Das Bauerndörfchen Ekong-Ngoya ist gut 15 Kilometer südwestlich der Hauptstadt Yaoundé, unmittelbar an der Strasse nach Okala, zu finden. Hier, am Rande des Regenwaldgebietes, betreibt die Bevölkerung zwar eine breitgefächerte, doch auf reiner Handarbeit beruhende Landwirtschaft, die in bezug auf Flächen, Haltung und Anbauweisen nach wie vor auf der jahrhundertealten Tradition der Selbstversorgung aufgebaut ist. Was nicht für den Eigenbedarf benötigt wird, findet den Weg auf den Markt im nahen Yaoundé. Dies ermöglicht den Sippen ein karges Einkommen. Angebaut werden hauptsächlich Kakao, Maniok, Wegerich, Bananen, Jamswurzeln, verschiedenste Gemüse, Orangen, Ananas, Pflaumen, Papaya und anderes mehr. Einen wichtigen Verdienstzweig stellen die Zwergpalmen dar, aus deren Früchten ein sehr gutes Speiseöl gewonnen wird. Zudem werden Schafe, Ziegen und Hühner gehalten.

Brunnen Nr. 398

Bauzeit: 22. Mai bis 23. Juni 1997

Schachttiefe: 23 Meter

Trinkwasserreservoir: 6 m³

Betonrohre zur Auskleidung: 47 Stück

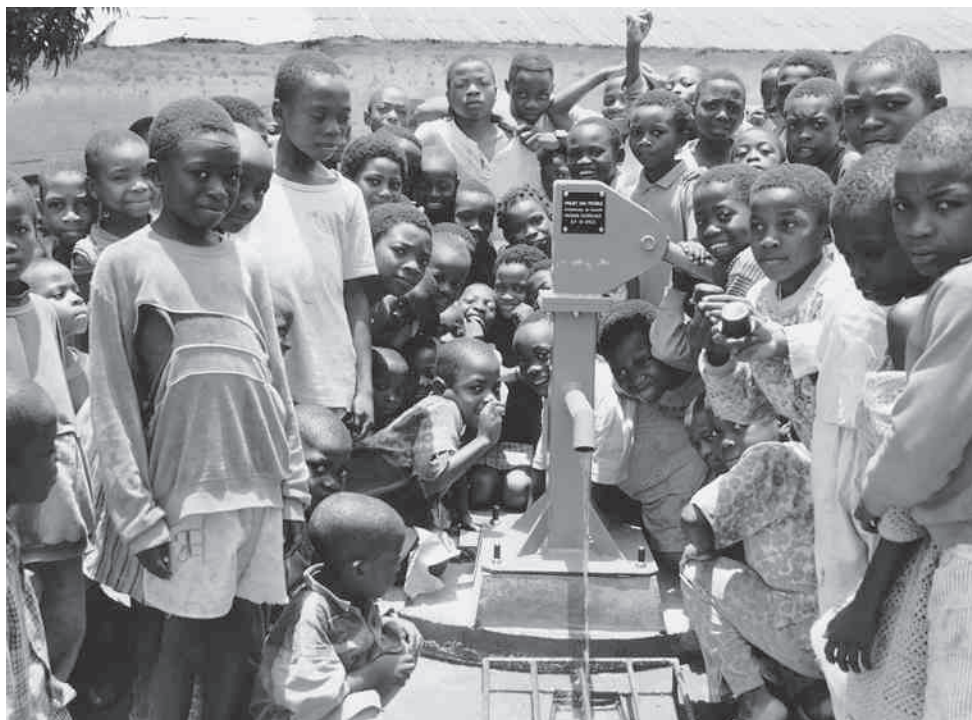
Leistung: 800 Liter/Stunde

Erstellungskosten: sFr. 13 878.-

Erlebnis Kamerun

Ein Reisebericht von Urs Perner

Nein, eine Vergnügungsreise war es nicht. Aber es wurden zwei Wochen voller nachhaltiger Eindrücke. Selbst aus der Distanz von 18 Monaten sind mir viele Erlebnisse dieser Reise nach Kamerun noch in so frischer Erinnerung, als wären wir eben davon zurückgekehrt. Eigentlich begann alles recht ferienhaft.



*Mitten im
Regenwald-
gebiet von
Kamerun:
Dorfbrunnen
in Tikong.*

Am Ostersonntag 1995 – einem schönen, aber kalten Frühlingstag – waren meine Frau Monika und ich, versehen mit allen notwendigen Impfungen und begleitet von den besten Wünschen von Kindern und Grosskindern, von Kloten aus aufgebrochen, um das von der Baarer Stiftung St. Martin betreute Brunnenprojekt «L'eau c'est la vie» in Kamerun aus eigener Anschauung kennenzulernen. Unglaublich prächtig der Flug über die Sahara. Da lag sie nun unter und um uns bis zum Horizont ausgebreitet – sich fortwährend sachte verändernd – wie ein riesiges Gemälde in den verschiedensten Schattierungen von Gelb- und Brauntönen und bot einen berauschenden Anblick von eigenartiger Faszination. Erst jetzt wurde mir richtig bewusst, dass wir unter-



Bahnhof von Otélé, erstellt von der ehemaligen deutschen Besatzungsmacht. Der Ort wird täglich von einem Zug bedient.

wegs waren in eine andere Welt: in die Welt der schwarzen Mitpassagiere. In dem bis auf den letzten Platz besetzten Flugzeug gab es nur wenige Weiße. Vor uns und hinter uns wurde in afrikanischen Sprachen munter drauflosgeschwatzt. In die Sitzreihe vor uns hatte sich ein Mann von beträchtlicher Körperfülle gequetscht, dem fortwährend Bächlein von Schweiß über die Stirn rannen, um irgendwo im Hemdkragen zu versickern. Wir staunten nicht schlecht, als kurz vor unserer Ankunft in Yaoundé seinem kohlrabenschwarzen Gesicht nebst einem breiten Grinsen luzerndeutsche Sätze entquollen. Er war gewissermassen auf Heimaturlaub. Er lebt mit seiner Familie in Luzern, und alle paar Jahre fliegt er für ein paar Wochen in seine alte Heimat zurück, in die wir jetzt mit ihm zusammen eintauchen. War das Wetter noch über der Sahara strahlend schön gewesen, so erinnerten uns nun riesige, zerfetzte Wolkenformationen daran, dass in Kamerun die kleine Regenzeit herrschte. Und während sich unsere Maschine langsam auf den Tropenwald hinabsenkte, da und dort Häusergruppen und Dörfer mit gewundenen Strassen und Wegen sichtbar wurden, begriff ich, wie ungeheuer schwierig es sein musste, durch diesen sumpfigen Tropenwald Wege zu bauen. Und dann näherten wir uns Yaoundé. Eine riesige Stadt, das wusste ich. Aber eigentlich kam sie mir, jedenfalls aus der Luft, eher vor wie ein riesiges Dorf. In dem Bereich, den wir überflogen, waren keine mehrstöckigen Häuser zu sehen, keine asphaltierten Strassen. Vergebens hielt ich Ausschau nach einem Industrieviertel. Später erhielt ich die Bestätigung: Es gibt sie nicht, die Industrie. Eine Brauerei und ein Zementwerk, das um sein Überleben kämpft, das sei alles Nennenswerte, wenn ich

2 Industrie in unserem Sinne meine, erklärte mir Pater Urs.

*Mittelpunkt
und
Geschäfts-
viertel
von Otéle.*

*Typisch für
das Regen-
waldgebiet
von Kamerun
ist der wegen
der hohen
Luftfeuchtig-
keit meist
dunst-
verschleierte
Himmel.*



Doch für meine Frau und mich folgte die nächste Überraschung, noch bevor die Maschine aufgesetzt hatte. Wir hätten uns beim Kabinenchef zu melden, tönte es aus dem Lautsprecher. Wir erschrecken nicht schlecht, als uns mitgeteilt wurde, wir müssten im Flughafengebäude warten, da unsere Gastgeber auf der Anfahrt zum Flugplatz einen Autounfall erlitten hätten. Aber als wir aufgrund dieser Meldung mit beklommenem Herzen die Flughafenhalle betraten, winkte uns ein Europäer mit rundlichem, braungebranntem, freundlichem Gesicht zu. Das konnte nur Louis Stadelmann sein. Obwohl ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte, war seine Ähnlichkeit mit seinem Bruder Hans, den ich von der Männerriege her bestens kannte, nicht zu übersehen. Was denn nun sei, mit dem Unfall, wollten wir sofort wissen. Ja, es sei 3



*Das Regional-
spital in
Mfou. Links
die Station
für die Wöch-
nerinnen,
daneben die
Gemein-
schaftsküche,
in der die
Familien-
angehörigen
die Mahl-
zeiten zuberei-
ten. Rechts
das Kranken-
haus mit dem
Operations-
raum.*

noch einmal gut gegangen. Frau Dr. Brigitte Brändli vom Spital in Mfou (dies ist ein Hilfsprojekt des Kantons Jura, und Uneingeweihte tun gut daran, sich unter Spital nicht etwa eine Anlage in schweizerischen Verhältnissen vorzustellen) mit Gastprofessor F. Baumann aus Genf hatten zusammen mit ihnen in Otélé Ostern gefeiert. Als Louis und Frère Joseph gegen Abend aufbrachen, um uns vom Flughafen abzuholen, traten die beiden Ärzte ebenfalls ihren Heimweg an. Um von Otélé aus auf eine der wenigen asphaltierten Strassen zu gelangen, mussten die beiden Fahrzeuge zunächst ungefähr 20 Kilometer auf Louis' Privatstrasse zurücklegen. Ich nenne sie so, weil die



*Typische Orts-
verbindungs-
strassen im
Regenwald-
gebiet, die sich
während
der Regenzeit
in Morast
verwandeln.
Zudem
ergreift der
Busch innert
kürzester Zeit
Besitz vom
Strassenraum.*

Leute um Louis Stadelmann diese Strasse, wenn nicht selbst angelegt, so doch seit Jahr und Tag unterhalten haben. Jährlich zweimal wird das in diesen tropischen Verhältnissen mit unglaublicher Geschwindigkeit wachsende und wuchernde Gebüsch wieder zurückgeschnitten, und die Strasse selbst wird wieder instand gestellt. Dies ist nötig, weil sich in der Regenzeit die Fahrwege bei den oft mehrfach im Tag herniederbrechenden Regengüssen in Bachbette verwandeln, in denen sich Löcher und tiefe Wasserrinnen bilden. Dies lässt sich auch bei bester Pflege nicht vermeiden. Louis' Strasse gilt denn auch als eine der besten weit und breit im Land. Ausserdem ist die Gegend um Otélé recht hügelig, was die Rinnenbildung natürlich noch begünstigt. Jedenfalls war Professor Baumann mit seinem Auto in eine solche Rinne geraten. Der Wagen hatte sich überschlagen und war schliesslich am Strassenrand lieengeblieben. Wie durch ein Wunder waren Frau Dr.Brändli und Professor Baumann, abgesehen von ein paar Schrammen, unverletzt geblieben. Mir fiel ein grosser Stein vom Herzen. (Möglicherweise konnte das Poltern bis in die Schweiz vernommen werden.) Wenn unser Besuch mit einem tragischen Unfall begonnen hätte ... nicht auszudenken!

Auf dem Weg vom Flugplatz zur Missionsstation in Otélé kamen wir an der Unfallstelle vorbei. Die per Funk durch Louis mit eigenen Leuten organisierte Räumungsequipe hatte das Autowrack inzwischen auf den Vorplatz eines nicht allzu weit entfernten Hauses geschleppt. Eigentlich war es eine Häusergruppe von drei, vier Lehmbauten, alle in der gleichen, einfachen Art errichtet, oft nur aus einem Raum bestehend. Diese paar Häuser standen ein bisschen abgerückt von der

Die Strasse nach Otélé, als wichtigste Verbindung zu den oft über 50 Kilometer weit entfernten Brunnenbau- plätzen, wird von der Equipe des Brunnen- projektes regelmässig unterhalten und instand gestellt.





Die Missionsstation Otélé liegt abseits der gleichnamigen Ortschaft, mitten in einer grossen Waldlichtung. Dank jahrzehntelanger Pflege entstand hier eine eigentliche Idylle.



Strasse, so dass ein Vorplatz entstand, in dessen Mitte nun das Unfallauto stand. In respektvoller Entfernung schwatzten die Bewohner miteinander, und die Kinder kamen neugierig näher, als wir anhielten, um uns den Schaden anzusehen. Für mich war dies nun die erste eigentliche Begegnung mit den Menschen dieses Landes, und sie begann gleich mit der nächsten Überraschung.

Während wir um das Wrack herumstanden, löste sich ein Mann – wohl der Älteste dieser Sippe – aus der Gruppe der Dorfbewohner und kam mühsam und schleppenden Schrittes auf mich zu. In schlecht verständlichem Französisch redete er langsam und schwerfällig auf mich ein. Schliesslich realisierte ich, dass er mich immer wie-

Pater Urs Egli (rechts) und Louis Stadelmann. der mit «Père» ansprach. Ganz offensichtlich hielt er mich für einen Missionar. Da wir einem Auto entstiegen waren, das mit «Mission catholique Otélé» angeschrieben und in dieser Region auch jedem Kind bekannt ist, lag wohl die Überlegung nahe, ich sei ein Priester. Als er nun unbedingt bei mir beichten wollte, musste ich ihm verständlich machen, dass ich zwar schon «Père» sei, aber eben «Père de famille» und ausserdem «Maire de ville». Für seine Beichte aber müsse er sich in Gottes Namen an einen richtigen Père wenden.



Den richtigen Père Urs kennenzulernen, hatten Monika und ich im Verlauf der folgenden Woche Gelegenheit. Wir hatten das unwahrscheinliche Glück, dass wir ihn auf seine «Geschäftsreise» begleiten konnten. Die Betreuung seiner Projekte machte es nötig, dass er eine grössere Reise durch den Nordwesten von Kamerun unternahm, und so kamen wir mit ihm nach Bafoussam, Bamenda und schliesslich bis nach Limbe am Atlantik. Wir konnten den Mount Cameroun zwar nicht besteigen, aber immerhin das «Engelberg» auf halber Höhe dieses afrikanischen Viertausenders besichtigen. Ein «Einsiedeln» gibt es übrigens auch. Es waren Erholungsstationen der Engelberger Missionare, die in Kamerun tätig waren und auf diese Weise hofften, Heilung von mannigfaltigen Tropenkrankheiten zu finden. Während einiger Tage wohnten wir in der Nähe von Mbouda im Benediktinerinnenkloster Babété, wo Schwester Adelheid Lötscher als einzige und wohl letzte Europäerin bis heute ausgeharrt hat.

Diese Reise führte uns die unerhörte Vielfalt und Vielschichtigkeit des Landes vor Augen: Kamerun, ein Land voller unvergesslicher Naturschönheiten, voll Farbe und Licht, voll Frohmut und Unbeschwertheit; aber auch voller Schatten und Not, geplagt von sozialen und wirtschaftlichen Sorgen und – was mir schlimmer scheint – mit wenig Hoffnung auf Bewältigung dieser Probleme.

Gegen diese Hoffnungslosigkeit rennt Père Urs unermüdlich an. Seine Projekte sind – wie er es selber nennt – Zeichen der Hoffnung. Als

junger Missionar ist er vor Jahrzehnten ins Land gekommen. Seinen ganzen Einsatz, seine Phantasie und seine Schaffenskraft hat er eingesetzt, um diesen Menschen zu helfen. Nicht nur mit schönen Worten; das auch – seine Gottesdienste mit der Predigt in den einheimischen Sprachen Ewondo und Bassa in der prallvollen Kirche am Sonntag mit den stimmungsvollen afrikanischen Gesängen bilden wohl das Zentrum seines Wirkens –, aber er hat diesen Worten auch handfeste Taten folgen lassen.

Als er sah, dass die Jungen begannen, ihren angestammten Dörfern den Rücken zu kehren und die Slums der Städte den Beschwerden des Lebens in der ländlichen Sippe vorzuziehen, suchte er nach Wegen, um Abhilfe zu schaffen.



Gut gepflegte Plantage mit Zwerg-ölpalmen, wie sie überall im Lande anzutreffen sind.

Zu den Aufgaben der Plantagenbesitzer gehört die Aufzucht von Palmen.



Es entstand sein Palmenprojekt. Anstelle der hohen Ölpalmen, von denen die ölhaltigen Nüsse nur unter beständiger Lebensgefahr geerntet werden können, begann er niederstämmige Bäume zu züchten. Immer bezieht er die Menschen in seine Projekte ein. Sie müssen ihren Teil beitragen. So lernen sie Sorge zu tragen, und sie erfahren, wie mit neuen Methoden umzugehen ist. Und siehe da, sein unwahrscheinlicher Einsatz lohnt sich. Die Jung-

*Pater Urs Egli
mit einer
«seiner»
Kühe. Diese
liefern nicht
nur Milch und
Fleisch, sie
sorgen auch
dafür, dass
die Palmen-
plantagen frei
von Gras
und Unkraut
bleiben.*



pflanzen aus seiner Baumschule und die Keimlinge gehen nun hinaus ins ganze Land, wo auf Aussenstationen, die mit ihm zusammenarbeiten, seine Palmen und seine Idee neue Wurzeln schlagen.

Als weiteres Projekt versucht er den Menschen in Kamerun die Viehhaltung zu zeigen. Eine widerstandsfähige Viehrasse soll herangezüchtet werden. Ölpalmenanbau und Viehzucht könnten die wirtschaftliche Situation der Menschen auf dem Land ganz erheblich verbessern.

Übrigens hat Père Urs auch in den Städten seine Spuren hinterlassen. Wer in eine grössere Ortschaft kommt, dem fallen sofort die zahlreichen, zweirädrigen Schubkarren auf – sie sehen eigentlich beinahe wie Veloanhänger aus –, mit denen die Ware transportiert wird. Einzusetzen sind diese Vehikel in erster Linie in den Städten. Auf den löchrigen und engen Pfaden im Landesinnern erfolgt der Transport der Güter – Bananen, wunderbar süsse Früchte, Manjok, aber auch Brennholz usw. – nach wie vor auf dem Kopf; wen wundert, vor allem auf den Köpfen der Frauen. In den Städten jedenfalls erleichtern diese Schubkarren das Leben und verschaffen ausserdem vielen Buben und Burschen einen Verdienst als Schubkarrentaxi. Was aber wohl die wenigsten wissen: Auch diese Schubkarren gehen auf die Initiative von Père Urs zurück.

Das bedeutsamste Projekt ist jedoch zweifellos sein Trinkwasserprojekt «L'eau c'est la vie». Die Ärzte in Mfou bestätigten mir, dass 80 Prozent der Krankheiten im Land auf fehlendes unverschmutztes



Der von der Gemeinde Baar finanzierte Brunnen Nr. 244 steht auf dem Schulgelände der Pfarrei von Bikop. Dieser Brunnen versorgt eine Krankenstation, eine Primarschule mit 300 Kindern, eine höhere Schule mit 250 Studenten und ein Schwesternhaus mit frischem Trinkwasser.

Trinkwasser zurückzuführen sind. An sauberes Trinkwasser ist jedoch nur heranzukommen, wenn ein Brunnen zur Verfügung steht, mit dem Grundwasser erschlossen werden kann. Mit der Stiftung St. Martin – mit Alfred Müller und seinen Leuten aus Baar – hat nun Père Urs Egli Partner gefunden, die ihm helfen, seine Vision zu verwirklichen: die Vision nämlich, möglichst vielen Menschen zu sauberem Trinkwasser zu verhelfen.

Wie wir uns nun selbst an Ort und Stelle überzeugen konnten, leistet
10 die Stiftung St. Martin Entwicklungshilfe bester Art. Die Menschen,

Weit mehr als nur die guten Seelen des Hilfswerkes in Otélé: Heidi Stadelmann (links), verantwortlich für die Administration, und Rita Hürlimann, Leiterin der Krankenstation.

die in den Genuss eines Brunnens kommen sollen, müssen sich finanziell im Rahmen ihrer Möglichkeiten und mit praktischer Arbeit am Bau des Brunnens beteiligen. Damit wird der Brunnen recht eigentlich zu ihrem Brunnen, und sie werden zu ihm Sorge tragen und seine Erhaltung sichern. Überhaupt ist das ganze Projekt auf Dauer und Fortbestand angelegt. In Otélé liegt der Stützpunkt des Projektes. Die oberste Verantwortung liegt nach wie vor bei Père



Urs. Die verschiedenen Aktivitäten werden koordiniert durch Heidi Stadelmann, die Seele des Teams. Die technische und personelle Leitung und Führung wird durch Ehemann Louis wahrgenommen. Seine Leute nennen ihn den «Patron». In der Fabrik werden die benötigten Betonrohre hergestellt. Gerne hätte Fredi Müller mit einem Unternehmen aus Kamerun zusammengearbeitet. Aber es liess sich schlicht kein Unternehmen finden, das zur Herstellung von Rohren in der gewünschten Qualität in der Lage war. Man kann also sagen, Louis Stadelmann stellt die besten Betonrohre von ganz Kamerun her. Diese Qualität ist auch notwendig, da die Brunnen bis zu 30 Meter tief sind und entsprechend einwandfrei ausgekleidet sein müssen. Verschiedene eingespielte Graberequipen heben an den von einem «Wasserschmöcker» bezeichneten Stellen – es hat offenbar bis jetzt

Blick in die Fabrikationshalle in Otélé. Hier werden die für den Brunnenbau benötigten Betonrohre, Schachtdeckel usw. vorfabriziert. Eine zweite Fabrik steht in der Nähe der Hauptstadt.





*Einsegnung
des
300. Brunnens
im Pfarrei-
zentrum
Nkongoa
durch Bischof
Zoa.
Zum Zentrum
gehören eine
Kranken- und
Entbindungs-
station, eine
Primarschule
für
350 Kinder im
Alter von 5
bis 14 Jahren,
ein Kinder-
garten für
80 Kinder im
Alter von 3 bis
5 Jahren, ein
Wohnheim für
Lehrer sowie
ein Pfarrhaus
und ein Heim
für
Schwestern.*

noch kaum Fehlgrabungen gegeben – die runden Löcher aus, bis sie auf das kostbare Nass stossen. Es sind immer gleichzeitig verschiedene Brunnen im Bau. Inzwischen sind es bereits 400 an der Zahl.

Der 300. Brunnen trägt das Schildchen «Baar», denn er (und einige andere) konnten dank der Unterstützung durch die Gemeinde Baar errichtet werden. Seine Einweihung am 20. April 1996 wurde zu einem Fest für die Bewohner im Dorfe Nkongoa. Von nun an haben auch sie Zugang zu Trinkwasser, das diesen Namen verdient. Sie gehören

zu den Privilegierten. Der Erzbischof Jean Zoa von Yaoundé, der die Einweihungszeremonie vornahm, hat es ausgesprochen. Es wäre sein Wunsch, so sagte er, dass jedes Dorf in seiner Erzdiözese über einen (!) Brunnen mit Trinkwasser verfügen könnte. Und er war sichtlich betrübt darüber, dass dies Wunschtraum bleiben würde. Überhaupt war dieser Erzbischof eine beeindruckende Persönlichkeit. Ich erwartete, einem kirchlichen Würdenträger zu begegnen, wie wir ihn etwa aus unseren Breiten-



*Monika und
Urs Perner,
Annaliese und
Alfred Müller
beim Baarer
Dorfbrunnen
in Nkongoa.*

graden kennen. Man bringt ihm den nötigen Respekt entgegen – und lässt ihn im weiteren in seiner Kirche gewähren. Dieser Mann nimmt aber darüber hinaus in Kamerun, so wurde ich belehrt und so nahm ich ihn wahr, eine wichtige politische Position ein. Sein Appell, den er wohl weniger an seine Landsleute, sondern vielmehr an die zahlreich erschienenen Vertreter europäischer Botschaften, Organisationen und Institutionen richtete, indem er sie aufforderte, endlich Schwarzafrika in seiner Identität, aber auch in seinem Selbstverständnis ernst zu nehmen, blieb jedenfalls bei mir nicht ungehört.



Jedenfalls ist der Beitrag, den die Stiftung St. Martin mit den realisierten Brunnen leistet, ausserordentlich bedeutsam. Es ist vor allem auch ein Beitrag zu ein bisschen mehr Gerechtigkeit, indem den Menschen in diesem Bereich unseres Planeten Zugang zu sauberem Trinkwasser und damit zu besseren Lebenschancen gewährt wird.

Es war schön, den Menschen dieses afrikanischen Landes zu begegnen, aber auch jenen, die sich für sie einsetzen. Leute wie Pater Urs Egli sind tatsächlich in der Lage, Zeichen der Hoffnung zu setzen. Und ich vergesse dabei auch nicht all die anderen, die mit ihm am Strick ziehen. Ich denke an Heidi und Louis Stadelmann; auch an Rita Hürlimann, die mit beeindruckender Selbstverständlichkeit seit Jahrzehnten in Otélé die Matérnité und ein Ambulatorium betreibt und auf diese Weise Schwerstarbeit unter nicht einfachen Bedingungen verrichtet. Ich denke aber auch an das sympathische junge Ehepaar Mario und Doreen Piccinini, die sich um das Palmenprojekt und die Viehzucht kümmern, und an all die vielen anderen weisser oder schwarzer Hautfarbe in ihrem Umfeld. Es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Ich habe grossen Respekt vor der Arbeit, die sie leisten.

Für meine Frau und mich war die Kamerunreise jedenfalls das Kennenlernen eines wichtigen Stückes Leben. Ein wirkliches Erlebnis.

Bauen mit den Gaben der Natur

Traditioneller Hausbau im Regenwaldgebiet von Kamerun

Ein Bericht von Hans-Peter Thommen



In diesem Haus im Dorf Ngombas verfügen Philippe Ngué, seine Gattin, die fünf Kinder und die Grossmutter über eine Wohnfläche von knapp 28 m².

Eine Kultur, die 4709 Kilometer und beinahe so viele Jahre von uns entfernt ist

Eine Reise in das Regenwaldgebiet von Kamerun ist zugleich eine Reise in die Vergangenheit. So wie die Landbevölkerung noch in Familienverbänden lebt, die Lebensmittel beschafft und ihre Häuser baut, so haben wir uns das Leben unserer eigenen Vorfahren in der Urzeit vorzustellen. Spätestens mit der Okkupation durch die Römer wurde damals auch die einfache Landbevölkerung mit dem Fortschritt konfrontiert, ähnlich wie dies heutzutage Afrika durchlebt. Mit dem Unterschied allerdings, dass das Gefälle der Technik und damit des Lebensstandards inzwischen noch unendlich viel grösser geworden ist und zudem alles in viel kürzerer Zeit abläuft.

Die Alfred Müller AG fördert durch die von ihr ins Leben gerufene (vom Bund anerkannte) gemeinnützige Stiftung St. Martin das Hilfee-zur-Selbsthilfe-Projekt «L'eau c'est la vie». Die namhafte personelle und finanzielle Unterstützung macht die Stiftung zur eigentlichen Trägerin des Werkes. Dies ermöglicht Gewähr dafür zu bieten, dass jeder Spendenfranken voll dem Projekt zugute kommt sowie effizient und sinnvoll eingesetzt wird. Ziel ist es, im kamerunischen Regenwald-

gebiet 600 Dorfbrunnen zu bauen und damit der armen Landbevölkerung zu sauberem, gesundem Trinkwasser zu verhelfen. Unter der Leitung des Projektleiterehepaares Heidy und Louis Stadelmann haben die 50 kamerunischen Mitarbeiter bereits 416 Brunnen fertiggestellt. Die Gesamtverantwortung vor Ort trägt Pater Urs Egli, der sich das Wohl der armen Landbevölkerung zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Massgebend ist der Familienclan

Kamerun, ein Land, das vom Atlantischen Ozean bis zur Sahara reicht, zählt 12,5 Millionen Einwohner, die sich in 218 ethnische Gruppen gliedern. Entsprechend unterschiedlich sind die Kulturen, die sich auch in der Architektur äussern. Dieser Beitrag beschränkt sich auf den Bau von Wohnhäusern im Einzugsgebiet der Pfarrei von Otélé. Hier sind zwei kulturell verwandte Stämme zu Hause, die Ewondo und die Bassa, beide mit einer eigenen Sprache.

Hier, wie überall in Schwarzafrika, wird das Leben ausserhalb der Grossstädte nach wie vor von stark hierarchisch gegliederten Stämmen geprägt, die sich aus Dorfgemeinschaften zusammensetzen. Die einzelnen Dörfer selber sind Familiensippen, die nach dem Namen des Gründers benannt sind, beispielsweise in der Sprache der Ewondo «Mvog Atemengue», frei übersetzt: Clan von Gründungsvater Atemengue. Jedem Clan steht ein Anführer vor, der bei allen Fragen der Gemeinschaft in patriarchalischem Stil den Vorsitz führt.

Einige Bewohner des Weilers Fegmimbang, versammelt vor ihren traditionellen Hütten und um den neuen Dorfbrunnen, der durch das Projekt «L'eau c'est la vie» gebaut wurde. Von den Gesamtkosten von sFr. 13882.- warten immer noch sFr. 12000.- auf die Finanzierung durch Spender.





Doppel-Einfamilienhaus mit Walmdach im Dorf Elende. In seiner Form entspricht das Gebäude, dessen Palmblättereindeckung durch Wellblech ersetzt wurde, dem ursprünglichen Haustyp in dieser Region.

«Bist du ein Einheimischer, so hast du Land»

Auf die Frage, wie man zu Bauland kommt, gibt es eine einfache Antwort: «Bist du ein Einheimischer, so hast du Land, wo du ein Haus bauen kannst», und gemeint ist damit, dass der Sippenchef dem Familienangehörigen ein geeignetes Grundstück zuweist. Dies erklärt auch, weshalb ein Wohnhaus, das an sich nicht als Gemeinschaftsgut gilt, eben doch etwas von der Familie Erworbenes darstellt. Dazu mag auch beitragen, dass die Mitglieder der Dorfgemeinschaft als Zeichen ihrer Solidarität gehalten sind, beim Bau der traditionellen Häuser tatkräftig zu helfen, soweit es sich um schwere und für den Bau unabdingbare Arbeiten handelt.

Vorzugsweise werden die Wohnhäuser am Strassenrand gebaut. Befindet sich zudem ein Bach, ein Fluss oder gar ein Strom in der Nähe, so wertet dies den Standort erheblich auf.

Wein, Bier und eine Ziege

Will ein Auswärtiger, der nicht zur Familiensippe gehört, im Dorf bauen, so hat er sich vorerst mit dem Landbesitzer zu einigen. Dann wird er der Familie vorgestellt, die darüber entscheidet, ob der Fremde in die Dorfgemeinschaft aufgenommen werden soll. Stimmt die Sippe dem Antrag zu, verlangt sie für die Gemeinschaft für das zur Verfügung gestellte Grundstück eine Entschädigung in Form von Ess- und Trinkwaren. Bei einem solchen Tauschhandel richtet sich der

*Einfaches
Langhaus
mit der
traditionellen
Palmblätter-
bedachung.
Alle Gebäude
stehen auf
einem kleinen
Erdsockel,
damit
während der
intensiven
Regenzeit kein
Wasser ein-
dringen kann.
Auffallend ist
auch das
überall stets
sauber
gehaltene Um-
gelände.*



dafür etwa 20 Liter Rotwein (15000 CFA), eine Kiste Bier (3800 CFA) und eine Ziege (20000 CFA) aufzubringen, insgesamt rund 40000 CFA oder umgerechnet knapp 100 Schweizerfranken.

Uralte Waldarchitektur

Die Wohnbauten im Regenwaldgebiet sind von äusserst einfacher, in der Regel auf reine Zweckmässigkeit ausgerichteter Architektur.

Das althergebrachte Wohnhaus weist einen leicht rechteckigen Grundriss und ursprünglich ein viereckiges Zelt Dach oder ein Walm Dach auf. Diese Dachformen wurden aus praktischen Gründen durch ein gewöhnliches Satteldach abgelöst. Rundbauten, ebenfalls eine traditionelle Architektur, die wahrscheinlich von Zuwanderern «importiert» wurde, sind in dieser Region selten anzutreffen. Heute werden die Gebäude vielfach mit Pultdächern ausgeführt.

Traditionell gebaute Wohnhäuser bestehen ausschliesslich aus Materialien, welche die Natur kostenlos zur Verfügung stellt: verschiedene Holzarten, Erde, Palmblätter und Lianen. Heute finden auch bei einfachen Bauten Wellblech, Nägel, Zement, Türen und Fenster Verwendung.

Ein normales Wohnhaus weist einen Grundriss von zirka 10 m x 8 m auf, ein grosses Haus hat ein Ausmass von etwa 14 m x 12 m. Ursprünglich wurde vom ebenerdigen Raum nur eine Küche abgetrennt, 17

in der drei bis vier Betten für die Kinder standen. Der Hauptraum blieb dem Hausherrn vorbehalten. Heute werden die Häuser je nach Bedarf in drei oder vier Zimmer aufgeteilt.

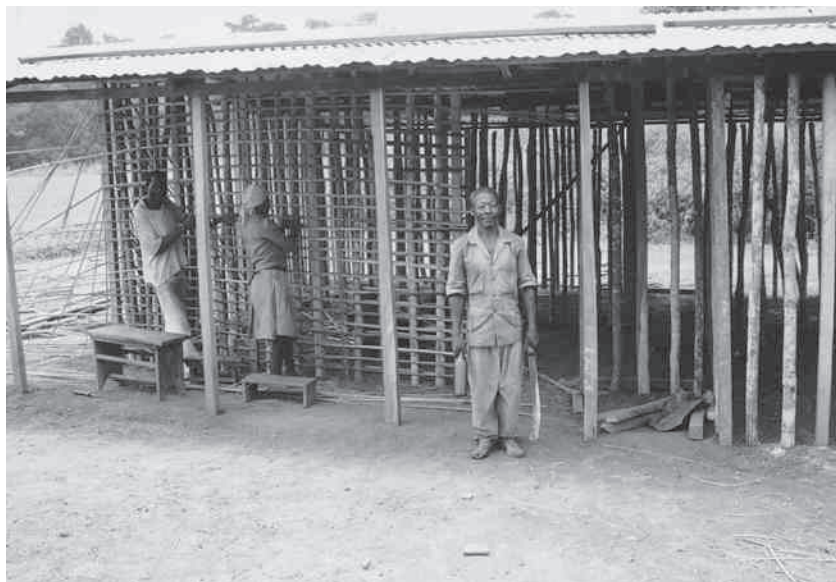
In traditioneller Weise gebaute Häuser haben 40 bis 60 Jahre Bestand. Dabei muss das Palmdach etwa alle fünf Jahre ersetzt werden. Demgegenüber kann ein mit Zement verputztes Haus bedeutend älter werden und das Blechdach wird erst ersetzt, wenn es verrostet ist.

Bauplatz vorbereiten

Im Regenwald sind keine ungenutzten Plätze zu finden, die nicht dicht bewachsen und überwuchert sind. So gilt es vorerst, das Baugrundstück zu roden und dann auszubeben. Es ist Gepflogenheit, das Gras und Gebüsch nicht auf dem Grundstück zu verbrennen, um unnötige «palabres» mit den künftigen Nachbarn zu vermeiden.

Hartholz für Pfosten schlagen

Das für den Bau benötigte Holz wird in der Umgebung geschlagen. Für die Beständigkeit des geplanten Hauses ist es wichtig, dass zumindest für die tragenden Pfosten Hartholz verwendet wird, das gegen Termiten und Ungeziefer resistent ist. Besonders gut eignet sich dafür Mingwa, ein Nussholz. Der gefällte Baum wird an Ort mit Hilfe von Eisenkeilen und Spalthammer aufgetrennt. Danach werden die Pfosten auf den Schultern zum Bauplatz getragen. Ebenfalls mitgebracht werden Lianen, «Rotin» genannt.



Das Wandgerüst wird erstellt

Nun ist für den eigentlichen Hausbau alles bereit. Vorerst werden die tragenden Eckpfosten in 50 bis 60 Zentimeter tiefe Gruben versetzt, die mit einem zugespitzten Hartholzstock in den Boden gelocht wurden. Anschliessend beginnt man mit dem Aushub der Gräben für die zahlreichen Pfosten für die Fassaden und die Zimmerwände. Damit die Konstruktion Halt findet, wird der Aushub nach dem Stellen der Holzstämme wieder eingefüllt und sorgfältig festgestampft.



Bambus für Dach und Wände

Sind die tragenden Wandkonstruktionen fertiggestellt, wird im Sumpfgebiet die Raphia-Palme geschlagen. Der Stamm findet Verwendung für das Gebälk der Dachkonstruktion, und die Blätter dienen für das Flechten der Matten für den Dachbelag. Im Unterschied zur gewöhnlichen Palme sind diese Blätter wasserdicht.

Besser als das Holz der Raphia eignet sich China-Bambus für das Geflecht des Mauerwerkes. Das von den Bassa «Makai» genannte Holz findet man ebenfalls in den Sümpfen. Dieser Bambus ist resistenter als die Raphia-Palme, dafür ist der Stamm auch bedeutend schwieriger zu Latten aufzuspalten.



Dachbelag aus Palmblättern

Der Firstbalken aus Palmholz wird auf Pfosten aufgelegt, die zuoberst über eine Gabel verfügen. Die anschliessend montierten Sparren bestehen ebenfalls aus den langen, elastischen Palmrohren. Sämtliche Bauteile werden mit geschmeidigen, zugleich starken Rotin-Lianen zusammengebunden, ohne Verwendung von Holz- oder Eisennägeln.



Ist das Dachgebälk mit der Hilfe der Nachbarn aufgerüstet, wird das Dorf zum Flechten der Raphia-Matten zusammengerufen. Am Tag des Flechtens bringen die einen die Lianen, andere die Palmblätter und den Bambus. Der Bauherr bereitet das Essen, bietet Wein und Zigaretten an, beste Voraussetzungen für ein Dorffest. Es geht aber auch darum, die Leute bei Laune zu halten, denn die Matten müssen bis zum Abend geflochten und auf dem Dach verlegt sein.

Während die ältesten Dorfbewohner den Bambus aufritzen,

damit die Blätter in die Spalten eingespannt werden können, sind die anderen Leute mit dem sorgfältigen Flechten und dem Fixieren der Palmblätter mit Bambuskeilen beschäftigt. Sobald eine erste Serie fertiggestellt ist, beginnt eine Equipe mit dem Verlegen und dem Anbinden der Matten mit Lianen.

Wandkonstruktion

Ist das Haus unter Dach, wird die Wandkonstruktion fertiggestellt. Als Träger und Armierung für den Lehmputz dienen aufgespaltene Bambusrohre oder Latten. Diese werden in regelmässigen Abständen von etwa 10 Zentimetern mit Lianen horizontal an die Pfosten geschnürt.



Erde wird zu «Poto-Poto»

Wie beim Dach muss auch das Verkleiden der Wände mit Lehmerde in einem Tag fertiggestellt sein. So treffen sich für ein kleines Haus um





die 30 Personen, für ein grosses Haus 50 Personen zur Arbeit, wiederum mit Essen und Genussmitteln bei guter Laune gehalten. Zumindest im Regenwaldgebiet ist die rote Lehmerde das vorherrschende Element. So kann die Erde direkt beim Haus gegraben, mit Wasser durchmischt und mit den Füßen geschmeidig gestampft werden. Der elastische Pflaster, von den Kamerunern als «Poto-Poto» bezeichnet, wird zu handlichen Klumpen geformt und an die Holzkonstruktion geworfen.

Ist diese harte Arbeit abgeschlossen, wird im Hausinnern ein Feuer entfacht. Damit wird das Trocknen und Aushärten der Pflasterung beschleunigt und zugleich die Bildung von Schimmel verhindert. Das Ausräuchern dient ebenso zur Imprägnierung der Dachkonstruktion und damit als Termitenschutz.

Türen und Fenster

Das Leben in einer Gemeinschaft, wo jeder jeden kennt, machte es ursprünglich nicht notwendig, die Wohnhäuser zu verschliessen. So wurden die Tür- und Fensteröffnungen lediglich mit geflochtenen Matten ausgestattet.

Im Streben nach Fortschritt und Verbesserung der Lebensqualität finden seit einigen Jahrzehnten auch moderne Materialien Verwendung.

22 So löst das dauerhafte und dichte Wellblech die Palmdächer ab. Im-



mer mehr anzutreffen sind auch mit Zement verputzte Poto-Poto-Konstruktionen. Mit diesen Verbesserungen steigen allerdings auch die Kosten. Muss ein Bauherr eines traditionellen Wohnhauses in Form von Naturalien etwa 88 000 CFA (sFr. 220.–) aufbringen, kostet eine modernere Version um die 890 000 CFA (sFr. 2250.–), wovon ein namhafter Teil erst noch in Bargeld aufzubringen ist.

600 Trinkwasserbrunnen für die Region Mefou/Kamerun

«L'eau c'est la vie» Otélé/Kamerun

ist ein «Hilfe-zur-Selbsthilfe»-Projekt unter dem Patronat der

Stiftung St. Martin, Baar

Die Stiftung ist ein gemeinnütziges Werk unter Bundesaufsicht.

Stiftungsrat

Alfred Müller, Unternehmer, Baar

Annaliese Müller-Stocker, Baar

Pater Urs Egli, Otélé/Kamerun

Dr. Anton Keller, alt Nationalrat, Untersiggenthal

Fridolin Kissling, alt CARITAS-Direktor, Altdorf

Frieda Wettach, Sekretariat, Baar

Projektleitung in Otélé/Kamerun

Pater Urs Egli (Projektleiter)

Louis Stadelmann (Technischer Leiter)

Heidy Stadelmann (Kaufmännische Leiterin)

50 kamerunische Mitarbeiter (Administration, Animation,

Prospektion, Fabrikation, Bau, Montage,

Brunnenunterhalt, Werkstatt, Transport und Bewachung)

Kontaktadresse in der Schweiz

Stiftung St. Martin

6340 Baar, Neuhofstrasse 10

Herr Alfred Müller oder Frau Frieda Wettach (Sekretariat)

Telefon 041 767 02 02 oder 041 767 02 05

Fax 041 767 02 00

Kontaktadresse in Kamerun

Mission catholique Otélé

Projekt «L'eau c'est la vie»

Rév. Père Urs Egli, OSB

B.P. 22

Otéélé/Cameroun

Spendenkonto

Luzerner Kantonalbank, 6002 Luzern

Konto 01-00-159 307-09

(Postscheckkonto LKB: 60-41-2)

